

Macht und Angst.

Millay Hyatt

Seit neun Jahren bin ich ungewollt kinderlos. Seitdem ich mit 32 verfrüht in die Wechseljahre kam, haben mein Mann und ich eine ganze Reihe unterschiedlicher Wege eingeschlagen, die uns zu einem Kind hätten führen sollen, hauptsächlich waren es Versuche, ein Kind zu adoptieren. Bisher sind alle Versuche aus verschiedenen (u.a. juristischen oder geopolitischen) Gründen gescheitert. Zurzeit warten wir darauf, Pflegeeltern zu werden.

In diesem fast Jahrzehnt hatten wir es viel mit Jugendamtmitarbeiter/innen, Sozialpädagog/innen, Adoptionsvermittler/innen, Therapeut/innen und Psycholog/innen zu tun. Psychologische Gutachten wurden über uns erstellt, wir haben einen Persönlichkeitstest gemacht und Organigramme unserer Familien bis ins vierte Glied auf riesengroßen Papierbögen gezeichnet. Mit Ausnahme unseres Paartherapeuten, der uns im Trauerprozess begleitet hat und bei dem wir uns ohne Selbstzensur über unsere Frustrationen in den diversen Adoptionsverfahren auslassen konnten, spielten all diese Expert/innen uns gegenüber eine doppelbödige Rolle: Einerseits gaben sie sich stets mitfühlend und verständnisvoll für unsere Lage und das, was wir erlebt und erlitten hatten. Sie haben uns ermuntert, uns ihnen zu öffnen, uns ehrlich zu zeigen, auch Ängste und widersprüchliche Gefühle in diesen Gesprächen zu erörtern. Andererseits vergaßen wir nie, dass wir uns in einer Situation der Überprüfung befanden. Den freundlichen Expert/innen ging es nicht in erster Linie darum, uns auf unserem Weg zu unterstützen, sondern um zu ermitteln, ob man uns ein Kind anvertrauen könnte. Sie beobachteten uns mit geschultem Blick für mögliche Hinweise auf Persönlichkeitsstörungen, psychische Krankheit oder Labilität, mangelndes Empathievermögen oder unzureichende Belastbarkeit. Sie wägen unsere Aussagen in Hinblick auf die Frage ab, ob wir fähig waren, uns selbst realistisch einzuschätzen, ob unsere Beziehung stabil und stark war, ob wir unseren Kinderwunsch reflektieren konnten und unsere leibliche Kinderlosigkeit angemessen verarbeitet hatten. Im Hinterkopf hatten wir stets das Bewusstsein, dass, falls aus irgendeinem Grund bei diesen „Prüfer/innen“ die Alarmglocken läuten sollten, wir Gefahr laufen würden, vom Verfahren auszuscheiden und das Kind, das wir uns so sehr wünschten, nicht bekommen würden. Dieses Bewusstsein führte dazu, dass wir in diesen Gesprächen oft (auch) ängstlich waren.

Dabei hüteten wir kein finsternes Geheimnis. Wir hatten nichts zu verbergen – zumindest nicht an unseren eigenen Maßstäben und Werten gemessen. Wir sind reife, reflektierte, liebevolle, ausgeglichene Menschen mit einer robusten, vitalen Beziehung. Okay, manchmal kriegen wir uns über Lächerlichkeiten in die Haare. Ich tendiere dazu, Dinge zu überanalysieren und im Kopf bis zur Erschöpfung zu sezieren, er hat einen gewissen Hang zum Pessimismus und hat's nicht so mit Organisation. Wir waren mal ein Jahr getrennt. Er war schon mal in solch argen finanziellen Schwierigkeiten, dass es existenziell war. Ich habe, auch als wir schon tief im dritten Adoptionsverfahren steckten, noch übers Schwangerwerden getagträumt und eine Zeitlang bei jeder noch so irrelevanten körperlichen Auffälligkeit im Internet nachgeschaut, ob es ein Symptom für Schwangerschaft sein könnte. Diese Liste von Schwächen, Macken und Verfehlungen ließe sich noch fortsetzen – natürlich erwähne ich auch hier nur die Dinge, für die ich vermute, nicht von den Leser/innen dieses Textes verurteilt zu werden – umfasst aber insgesamt nur Dinge, die in den Normbereich gehören. Finden wir.

Aber was finden sie? Die Expert/innen, die uns einladen, uns ihnen gegenüber zu öffnen, ihnen unser Inneres anzuvertrauen? Welche Normen wenden sie an? Kann es sein, dass etwas, was für uns einfach nur menschlich ist, für jemand, der die Macht hat, uns die Hoffnung auf das zu nehmen, was wir uns am Innigsten wünschen, schon krankhaft ist? Einmal erzählte mein Mann im Gespräch mit der Sozialpädagogin einer Adoptionsvermittlungsstelle während des Überprüfungsverfahrens von einem Traum, den ich gehabt hatte: Ich saß am Schreibtisch und versuchte zu arbeiten, während ich gleichzeitig auf ein Kind aufpassen musste. Damit es mich nicht beim Arbeiten störte, klemmte ich es zwischen meinem Rücken und der Stuhllehne ein. Das gefiel dem Kind gar nicht, und es brüllte. Also nahm ich es auf den Schoß. Da war das Kind glücklich, saß aber nun zwischen mir und dem Rechner, und ich konnte nicht mehr arbeiten. Die Sozialpädagogin war sehr interessiert an diesem Traum. Zuerst lobte sie mich dafür, dass ich im Unterbewusstsein den Konflikt zwischen Kind und Karriere verarbeitet habe. Dann bohrte sie nach: Gäbe es noch Vorbehalte, ein Kind anzunehmen, wenn es mich von der Arbeit wegnehmen würde? Wäre ich wirklich bereit dafür, wenn es für das Kind das Beste sei, mich über Jahre nur um es zu kümmern und meinen Beruf aufzugeben? Sie ließ das Thema nicht los, auch beim nächsten Treffen einen Monat später, sprach sie meine im Traum geäußerte „Ambivalenz“ wieder an, ob ich sie denn mittlerweile gelöst hätte.

Die Vermittlungsstelle stellte uns einen positiven Eignungsbericht aus, dieser Zwischenfall tat der Einschätzung der Mitarbeiterin, dass wir gute Eltern eines Adoptivkindes sein würden, keinen Abbruch. Trotzdem haben wir einen Schreck bekommen. Die Erfahrung hat uns noch einmal klar vor Augen geführt, dass unsere Normvorstellungen und Werte nicht unbedingt die unserer Gegenüber sind und dass wir nicht wissen, mit welchem Maß wir gemessen werden. In diesem Fall waren die Werte genau entgegengesetzt: Für uns ist Ambivalenz – also das gleichzeitige Festhalten an scheinbar widersprüchlichen Wünschen und Überzeugungen, ihre Akzeptanz als in einer Spannung stehenden Teile eines Ganzen – positiv besetzt. Hätten wir nur Träume, in denen wir mit unserem Kind im siebten Himmel schweben würden, wäre das unserer Meinung nach eher Anlass für Beunruhigung. Für unsere Betreuerin dagegen war Ambivalenz offensichtlich ein Zeichen einer problematischen Zurückhaltung, die aufgehoben werden sollte. Wir haben nach diesem Vorfall keine Träume mehr erzählt.

Menschen aufzufordern, ihr Innerstes preiszugeben in einer Situation, in der was sie erzählen die Grundlage für eine Entscheidung darstellt, ob sie einen existenziellen Wunsch erfüllt bekommen oder nicht, stellt einen Widerspruch dar. Adoptionsbewerber/innen sind nicht die einzigen, die in diesen schwer zu bewältigenden Widerspruch hineingeraten: Verurteilte, die in ihren Bewährungshelfer/innen Vertrauenspersonen sehen sollen, zwangseingewiesene psychisch Kranke, die sich Psychiater/innen und Psycholog/innen offenbaren sollen, Eltern, die ihre Kinder nach einer Inobhutnahme zurück wollen und dafür eine erfolgreiche Therapie vorweisen müssen – sie alle sollen sich denjenigen anvertrauen, die ihr Schicksal in den Händen halten. Dadurch ergibt sich ein Machtgefälle, das für einen offenen, vertrauensvollen Austausch nicht gerade ideal ist. (Übrigens spielt sich Ähnliches zwischen Eltern und Kindern ab, aber das ist ein Kapitel für sich).

Selbstverständlich müssen diese Prüfungen stattfinden. Um überhaupt einen Sinn zu haben, müssen sie auch bis zu einem gewissen Grad in die Privatsphäre der, in diesem Fall Adoptionsbewerber/innen, eingreifen. Problematisch wird es aber, wenn das Machtgefälle verleugnet wird und den Prüflingen nur suggeriert wird, sie befänden sich in einer vertraulichen Situation und dürften und sollten ihr Innerstes nach Außen kehren. Der genannte Widerspruch sollte stattdessen als solcher klar gesehen und vor allem seitens der Expert/innen reflektiert werden, um so der Komplexität der Beziehung gerecht zu werden. Vielleicht sollten diese Gespräche nüchterner gehalten, ihre Funktion als Überprüfung auf einer unverhüllteren Art und

Weise in den Fokus gerückt werden. Diejenigen, die sie leiten, sollten nie aus den Augen verlieren, dass sie mit eigenen, aus einem Knäuel an tradierten, persönlichen, auch unbewussten Werten und Vorstellungen heraus uns beobachten und einschätzen – wie es sich in jeder menschlichen Begegnung unweigerlich abspielt, aber eben selten und derlei einseitig um so viel geht. Wir, die wir vor ihnen sitzen und von unserer Kindheit erzählen oder die Merkmale unseres Partners auflisten, die wir am meisten bzw. am wenigsten schätzen, haben vor allem eines im Kopf und im Magen: Wir wollen ein Kind. In erster Linie geht es uns darum, sie zu überzeugen, dass wir gute Eltern wären. Wie genau wir das am besten tun können, ob wir Lockerheit versprühen oder doch eher unsere Seriosität herausstreichen sollen (natürlich sind wir beides, locker *und* seriös), wissen wir nicht, weil wir nicht in die Köpfe der Prüfenden schauen können, wie sie es fordern, in unsere zu schauen. Deswegen sind wir verunsichert, drehen die Sätze mitunter mehrmals im Kopf um, bevor wir sie aussprechen, um bloß nichts Falsches zu sagen. Es ist unsere eigene Verantwortung, mit diesen Gefühlen umzugehen – und teilweise geht es wohl aus Sicht der Verantwortlichen in diesen Gesprächen gerade auch darum, wie wir mit einer derartig gestrickten Stresssituation fertig werden. Um aber eine ehrlichere und somit auch effektivere Überprüfungssituation zu schaffen, sollten die Expert/innen geschult sein dafür und nie vergessen, dass sie Macht haben. Und wir Angst.

Millay Hyatt ist Autorin aus Berlin, Deutschland.

2012 erschien ihr Buch Ungestillte Sehnsucht. Wenn der Kinderwunsch uns umtreibt (Ch. Links Verlag).

Veröffentlicht durch die IGfB, Gänsbacherstraße 6, 6020 Innsbruck

04.06.2014

IGfB Internationale Gesellschaft
für Beziehungskompetenz
in Familie und Organisation